

Peter Salomon

Wie ich nach Konstanz gekommen bin und warum ich es nicht wieder verlassen habe

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, beginnt 1972. Damals war ich in meinem 25. Lebensjahr. Ich studierte in Freiburg Rechtswissenschaften und machte das 1. juristische Staatsexamen. Meine Eltern wollten, daß ich Arzt oder Rechtsanwalt werde; sie hielten das für die beste Existenzgrundlage eines Schriftstellers – denn das war mein eigentliches Lebensziel.

Das in Berlin begonnene Medizinstudium hatte ich sofort wieder *geschmissen*, wie mein Vater das nannte, der Arzt war, und den dies besonders traf. Die Juristerei an der Uni fand ich dagegen gar nicht so übel, durchaus nützlich auch in Richtung Schriftstellerei: Skurrile Fälle, klares Denken! Daß Jura so trocken und langweilig sei, wie immer behauptet wird, konnte ich nicht finden. Wobei ich beiläufig anmerken möchte, daß aber die Schriftstellerei oft etwas sehr Ödes hat, das an die Tätigkeit eines Buchhalters grenzen kann.

Freiburg war mein dritter Studienort, nach Berlin und München. Anfangs hatte ich nebenher literaturwissenschaftliche Vorlesungen und Seminare belegt – mit einer extra Erlaubnis und Eignungsbescheinigung des Berliner Professors Peter Szondi, dessen Ruhm mir nicht entgangen war und dessen Bekanntschaft ich gesucht hatte. Eigentlich habe ich schon damals gehaut, daß eine solche Doppelbelastung nichts auf Dauer ist – wie sollten dann erst später ein Anwaltsjob und ein Schriftstellerleben zusammengehen?

Westberlin war ja wegen seiner besonderen politischen Lage ziemlich beengt und wirkte auf mich auch so; als Einzelkind in einer bürgerlichen Familie im feinen Berliner Grunewald lebend, also abgeschottet vom prallen Berliner Großstadtleben, empfand ich das doppelt. Manchmal nahm mich mein Vater zu Patientenbesuchen mit, damit ich mal sähe, daß es nicht allen Leuten so gut geht wie uns. Ich erinnere mich an einen Besuch bei unserem kranken Gärtner. Hinter seiner Wohnungstür war ein Loch, man mußte über ein Holzbrett balancieren. Und statt eines Schlafanzuges oder Bademantels trug er eine lange Unterhose, die gelb von Pisse war. Wenn er im Garten werkelte, mochte es mein Vater, mit ihm lange Gespräche zu führen, so daß meine Mutter schimpfte, er würde ihn von der Arbeit abhalten. Oft versüßte er ihm die Arbeit mit zwei Flaschen Bier und zwei Weinbrand.

Als ich die Idee äußerte, ob ich nicht einmal ein, zwei Semester auswärts studieren sollte, unterstützte er das sofort. Ich konnte ja nicht ahnen, sagte er später, daß Du nie wieder zurück kommst.

In der Tat fühlte ich mich ohne die Enge von Familie und Stadt bald freier und blühte auf. Aber ich empfand das Leben in Freiburg auch etwas als Abstieg in die Provinz. In Berlin hatte ich bald nach dem Abitur (1967) Anschluß an den Kreis um die Zeitschrift REPLIK gefunden, die von Georg Eichinger gemacht wurde und den anspruchsvollen Untertitel „Interdisziplinäre Hefte für Kritik und Kunst“ trug – und diesen auch einlöste. Autoren waren z.B.: Gerhard Rühm, Karl Riha, Heinz Gappmayr, Ernst Jandl. Dort durften meine allerersten Gedichte erscheinen, eingerahmt von Erstdrucken Günter Eichs und Paul Celans. In Freiburg war mein literarischer Rahmen viel bescheidener. Es gab zwar einerseits hochkarätige Autorenlesungen, auf denen ich z.B. Marieluise Kaschnitz, Christoph Meckel und Paul Celan hörte – aber das waren ja bloß Durchreisende, die mir nicht viel mehr brachten als Signaturen und Widmungen in ihren Büchern. (Wobei man mir die von Paul Celan später immer wieder abkaufen wollte). Literarische Gruppen an Ort und Stelle fand ich nicht. Ich besuchte einen studentischen Literatur- und Autorenkreis der ESG, der evangelischen Studentengemeinde, den ich später auch leitete. Mir scheint, aus dieser Runde ist (außer mir) kein Schriftsteller hervorgegangen.

Obwohl also nicht richtig verwurzelt, wollte ich nach dem Examen durchaus gerne in Freiburg bleiben und dort meine Referendarausbildung machen. Abgesehen vom Kulturellen bzw. Literarischen war Freiburg nach meinem Geschmack. Die Lokale des Nachtlebens waren nicht nur auf Studenten und zahlungskräftige „Männer der arbeitenden Bevölkerung“ zugeschnitten; es gab jetzt (nach der Entschärfung der Strafbarkeit) auch Schwulenlokale mit einem einzigartigen Flair und der Ausstrahlung einer Extraportion Freiheit. Zudem machte sich die Studentenbewegung für mich *angenehmer* bemerkbar als in Berlin, weil sie nicht so radikalisiert war. Ich war zwar nicht aktiv politisiert, aber ich beobachtete gerne, daß etwas geschah. In Berlin hatte man die Flugblätter von Fritz Teufel, Rainer Langhans, Rainer Kunzelmann und Rudi Dutschke vor der Mensa der FU persönlich in Empfang nehmen können. Ich sammelte sie. Für das Blatt „burn kaufhaus burn“ wollte mir vor ein paar Jahren mal jemand genau so viel zahlen wie für die Celan-Widmung. Und Gründonnerstag 1968 stand ich am oberen Kurfürstendamm, nicht weit vom Halensee, neben dem Fahrrad und den Schuhen des niedergeschossenen Rudi Dutschke. Abends hatte ich mich auf dem Parkplatz der Springer-Lieferwagen vermeintlich in Sicherheit gebracht, als die große Demo am Springerhochhaus tobte. Plötzlich begannen um mich herum diese Lieferautos zu brennen und zu explodieren. Ich beobachtete alles ganz genau und machte Notizen.

In Freiburg sah ich, wie Aktivisten des SDS die Zugänge zur Universität absperren und Professoren und Studenten aussperren. Nie werde ich vergessen, wie der mutige Soziologie-Professor Wilhelm Hennis, der leidenschaftlich das Feindbild der linken Studenten mimte, bei einer chaotischen Podiumsdiskussion im Audi-Max um das Mikro kämpfte, nicht zimperlich zulange und mit hochrotem Kopf Schimpfworte brüllte. Es war was los, man war auch hier dabei, es mußte nicht Berlin sein. Und die familiäre Situation daheim ließ mich erst recht nicht an eine Rückkehr denken. Ich hatte auch die Idee, selber etwas auf die Beine zu stellen, eine Lesereihe in einem Café, wohin ich jüngere Autoren einladen wollte, die ich durch meine Zeitschriftenmitarbeit in der Alternativpresse kennengelernt hatte.

Wie fremd mir aber Freiburg und die südbadische Mentalität in Wirklichkeit noch waren, zeigt diese Anekdote: Ich wußte nicht einmal, was Fasnacht ist! Ich hatte ein Zimmer in einem kleinen Haus, in dem unten eine Tankstelle und eine kleine Kneipe waren. Manchmal war es etwas laut in der Kneipe, aber ab 23 Uhr war in der Regel Ruhe. Eines Tages und Nachts war aber der Wahnsinn eingekehrt. Zwei Mal habe ich mich angezogen und bin runter gegangen, um mich zu beschweren, was nur irrsinnige Reaktionen und Gelächter auslöste. Beim dritten Mal, so gegen 4 Uhr früh, bin ich zum nahegelegenen Polizeiposten gegangen, um Anzeige zu erstatten und Maßnahmen zur Beendigung der Ruhestörung einzufordern. Der Polizist hinter der Theke fragte mich, ob ich irgendwie krank sei und faßte sich an den Kopf. Als ich mit Dienstaufsichtsbeschwerde drohte, warf sein Kollege eine Luftschlange nach mir. Es sei Fasnacht, auch hier auf der Wache bei Ihnen, sorry, da sei nichts zu machen. Da hatte ich es endlich kapiert.

Als Referendar in Freiburg bleiben durften nur Auserwählte, nämlich Studenten mit Spitzenexamina, denn Freiburg war sehr begehrt. Die Gruppe der Zweitbesten (mit befriedigenden Prädikatsexamina) wurden auf die Landgerichte Konstanz oder Waldshut verteilt, der Rest kam zu den Amtsgerichten der kleinen badischen Gemeinden, die oft nur mit einem Richter besetzt waren (Pfullendorf, Stockach, Tettang, Meßkirch, Engen hatte sogar nur eine halbe Richterstelle) – es war noch kurz vor der Justizreform, die viele dieser kleinen Amtsgerichte bald abschaffte.

Ich wurde dem Landgericht Konstanz zugewiesen. Ich war sehr unglücklich. Ich erinnere mich noch an einen hysterischen Weinkrampf morgens im Auto eines Freundes nach durchzechter Nacht. Er spendete Trost mit der Aussicht, daß in Konstanz als Grenzstadt zur pruden Schweiz in puncto Nachtleben und Sex mehr los sei als in Freiburg. Er schilderte es als halbe Reeperbahn und wies darauf hin, daß Konstanz ja jetzt auch eine Uni habe, die dem

Referendar die gewohnte Infrastruktur bieten würde: Also billiges Mensaessen und eine große Bibliothek. Außerdem läge es am schönen Bodensee.

Von letzterem hatte ich allerdings keine gute Meinung. Einmal hatte ich nämlich einen Skiurlaub in Berwang oder Serfaus in Österreich verbracht. Die Rückfahrt hatte ich extra so gelegt, daß ich von Kempten aus die ganze Strecke am nördlichen Bodenseeufer entlangfuhr. Ich hatte mir eine schöne Aussicht erwartet. Aber ich habe nicht einen einzigen Quadratmeter Bodensee zu Gesicht bekommen, kein Schiff, kein Stück Uferstreifen – nichts, alles lag in dicker Nebelsuppe. Stattdessen bin ich auf der verschneiten Bundesstraße in einen Massenunfall gekommen, was eine lange Standzeit und kalte, nasse Füße mit sich brachte.

Außerdem hatte ich an der Freiburger Uni einen Studienkollegen, dessen Bekanntschaft ich aber nicht sonderlich schätzte. Der kam aus Konstanz, sein Auto hatte das Kennzeichen ÜB (es war also in Überlingen zugelassen). Jedes Wochenende fuhr er „nach Hause“. Er prunkte mit der Schnelligkeit, mit der er die Strecke immer noch schneller zurücklegte als das letzte Mal. Eine Stunde und zwanzig Minuten – Wahnsinn! Konstanz sei einfach wunderbar, ich solle doch mal mitkommen. Tat ich aber nicht, jahrelang, ich haßte schnelles Autofahren, und unter wunderbaren Städten konnte ich mir nichts vorstellen. Seine Mutter würde die besten gefüllten Gurken machen, solche würde man nirgendwo sonst bekommen. Ich hatte überhaupt noch nie gefüllte Gurken gegessen, hatte auch kein Interesse, das bei seiner Mutter zu tun und dabei Smalltalk machen zu müssen. Wenn ich sein Kennzeichen ÜB sah, sagte eine Stimme zwanghaft in meinem Kopf: *Übel, übel!* Weder vom Bodensee noch von Konstanz hatte ich eine gute Meinung.

Ich bin nicht freiwillig an den See gekommen. Aber ich bin dann irgendwann, als ich die Freiheit hatte, wieder zu gehen, freiwillig geblieben.

Freitag, den 1. September 1972 belud ich meinen VW-Käfer mit meinem Hausrat und fuhr von Freiburg Richtung Konstanz. Für die erste Zeit nahm mich die Freundin meines Kollegen mit der Übel-Übel-Nummer auf. Die Fahrt war beschwerlich, weil die Bundesstraße Richtung Höllental noch nicht mehrspurig ausgebaut war und man an der Steigung hinter Lastwagen hing. Es gab auch noch keine Autobahn, man mußte die ganze Strecke auf Bundes- und Landstraßen fahren. Schön war die Abfahrt hinter Engen, sozusagen die Engener Steige hinab, mit Blick in den Hegau und in der Ferne, vielleicht nur eingebildet, der Bodensee glänzend. Man mußte durch Radolfzell fahren. Am Ortseingang, von Böhringen kommend, war eine riesige modernistische Gruppe grauer häßlicher vasenförmiger Gebilde aufgestellt, fünf Stück, in verschiedenen Größen, vermutlich ein Brunnen, der aber nicht lief. Bestimmt sollte das Wasser oben aus den Vasen herausschwappen und dann herunter in das Brunnenbecken platschen. Die Dinger sahen aus wie aus Eternit. Richtung Konstanz mußte man links vorbeifahren, rechts vorbei ging es in die Radolfzeller Innenstadt. Dieses Figurenensemble widerte mich unwahrscheinlich an. Es war das Zeichen dafür, daß ich es nun fast bis Konstanz geschafft hatte. So war es noch nach Jahren, nur daß ich diesen architektonisch mißratenen Brunnen später gerne sah – er signalisierte, daß ich es fast geschafft hatte und schon so gut wie zuhause war.

Mein erster Arbeitstag am Landgericht Konstanz war der 4. September 1972, mein 25. Geburtstag. Wir Referendare wurden vereidigt, wir mußten auf die Verfassung der BRD schwören und erlangten gleichsam den Status eines Beamten auf Zeit, mit Besoldung und Rentenansprüchen. Dann wurden wir dem jeweiligen Ausbildungsrichter zugewiesen, mit dem man sich bekannt machte, ein wenig von Herkunft, Studium und Interessen erzählte und sich schließlich auf einen neuen Termin vereinbarte. Am Ende des Vormittags trafen sich einige Referendare zufällig im Eingangsbereich des Gerichts. Man plauderte noch, und einer, der schon ortskundig war, schlug vor in die Schweiz zu gehen, ins *Migros*, wo man gut und billig essen könnte. Damals bekam man für 100 D-Mark 120 Schweizer Franken. Wir waren eine Gruppe von vielleicht fünf bis acht Personen. Wir liefen ein paar Minuten durch die Stadt. Plötzlich sagte unser Anführer, hier ist die Grenze! Und ehe ich die Sonnenbrille

abgenommen hatte, um die Grenzkontrolleure nicht zu provozieren, und ehe ich den Ausweis gezückt hatte, waren wir schon auf der anderen Seite. Zu Fuß! Ohne Kontrolle! Für mich als Westberliner war *Grenze* seit kleinauf mit Schikane und Angst vor Schikane verbunden.

In den 1950er Jahren dauerte die Transitpassage von Berlin bis Helmstedt zwischen zehn und dreizehn Stunden, für knapp 200 Kilometer wohlgemerkt. War die Familie endlich in Helmstedt angekommen, suchten die Eltern erst mal ein Hotelzimmer, um sich auszuschlafen für die Weiterfahrt tags darauf. Noch 1969, als die Wahl des Bundespräsidenten Gustav Heinemann in Berlin abgehalten wurde, haben die DDR-Grenzer nur alle 20 Minuten ein Auto durchgelassen. Ich war das dreißigste in der Schlange, die meisten haben an diesem Tag auf eine Transitreise durch die DDR verzichtet. Zu Fuß eine Grenze passieren, fast immer unkontrolliert, war eine wunderbare Erfahrung. Noch heute ist ein Spaziergang zum schweizerischen *Migros* eine schöne Unternehmung. Inzwischen gibt es sogar einen grenzüberschreitenden Stadtbus.

Verblüfft hat mich der damalige bauliche Zustand der historischen Konstanzer Altstadt, der *Niederburg*. Die alten Häuser wirkten marode und waren zumeist von grauer Farbe. Ich fand das Flair dort *mittelalterlich*. Allenhalben roch es nach Gülle. Es gäbe keine richtige moderne Kanalisation, sagte man mir. Ich war oft in der Niederburg – das Landgericht und ein paar andere Behörden grenzten dort an. Außerdem war das der Ort der traditionellen Bier- und Weistuben, die sehr beliebt und gut besucht waren. Dort lernte ich *Nette* kennen, eine Lebenskünstlerin, die schon ewig studierte und als freie Journalistin für den *Südkurier* schrieb.

Ihr Gebiet war der Konstanzer Lokalteil. Einmal schrieb sie über die Unterwelt der *Niederburg*. In den Abwasserkanälen und Kloaken würden mindestens eine Million Ratten leben. Auf jeden Einwohner der Niederburg kämen mindestens hundert Ratten. Ich nenne die Zahlen hier nach der vagen Erinnerung. Nette hatte den Artikel am Chef vom Dienst vorbeigeschleust und in die Druckerei gegeben. Große Gaudi bei uns, als der Bericht erschien, groß und dramatisch aufgemacht mit düsteren Fotos. Es war mehr ein Gag, keine richtige Recherche. Die Konstanzer reagierten alarmiert und entrüstet. *Nette* war ihren Job beim *Südkurier* Knall auf Fall los.

Was das literarische Leben anging, war es in Konstanz 1972 dann tatsächlich so schlimm wie befürchtet. Ich fand keine Kollegen, es gab keinen Schriftstellerstammtisch. Zwar lebte mein Dichter-Kollege Hans Georg Bulla in Markelfingen, er war Student oder Assistent an der Uni, wir kannten uns über unsere Tätigkeit in der Alternativpresse – aber wir konnten nicht so recht miteinander. Unsere literarischen Konzepte waren grundverschieden, und charakterlich waren wir es auch. Später dachten immer alle, wir wären zerstritten oder gar *verfeindet*. Davon kann keine Rede sein, wir hatten nie ein Zerwürfnis. Wir konnten bloß nicht gut Freund miteinander werden.

Auf der anderen Seeseite bei Überlingen lebte Martin Walser, das wußte ich, aber ich sah keinen Sinn darin, ihm zu schreiben und um ein Treffen zu bitten. Wir waren nicht die gleiche Generation, ich hatte nichts vorzuweisen, er war ein viel beschäftigter Mann. Dann erfuhr ich von der Existenz des Bodensee-Clubs. Ich schrieb dem Leiter der Fachgruppe Literatur einen Brief, Josef. W. Janker in Ravensburg. Was er mir am 2. März 1974 zurückschrieb, törnte den jungen Autor, der an einer neuen Literatur mitarbeiten wollte, ziemlich ab. Die Fachgruppe habe 70 Mitglieder, zumeist ältere unbekannte Schreiber, viele durch Krieg, Vertreibung oder Evakuierung am Bodensee gelandet usw. Es gäbe im IBC auch vier PEN-Mitglieder, darunter Martin Walser, der aber nicht mehr aktiv im Club mitmache. Die anderen mochten sein, was sie wollten, moderne Autoren schienen sie mir nicht zu sein. Ich meine, Rudolf Hagelstange gehörte dazu. Ansonsten bestand der Club im wesentlichen aus *Kunstfreunden*. Ich trat dem Club trotzdem bei und erinnere mich heute heiter an die monatlichen skurrilen Jour-fixe-Treffen der Fachgruppe im Nebezimmer des *Wienerwald* in Meersburg, wo ich immerhin

Ingeborg Sulkowski und Kristel Neidhart kennenlernte, die aber leider keine jungen Autorinnen mehr waren.

Besonders ärgerlich fand ich das Feuilleton des in Konstanz erscheinenden Südkurier, der *unabhängigen Tageszeitung für den Süden Baden-Württembergs*. Dieses Feuilleton umfaßte bloß eine Drittel Druckseite. Auf der entsprechenden Seite (ich glaube Seite 2 oder 3) ging im unteren Drittel ein dicker schwarzer Querstrich über den ganzen Satzspiegel. Und unter diesem Strich befanden sich kurz und knapp die Kulturnachrichten. Ich lernte damals, wo die Floskel *unter dem Strich* herkommt, die früher noch im Sprachgebrauch verbreitet war. *Unter dem Strich* – das war das Feuilleton. Eine Kneipenbekanntschaft von mir leitete Sätze oft mit dem Auftakt ein: „Unter`m Strich ist es doch so, daß ...“ Und damit wollte sie sagen, daß jetzt eine kluge Zusammenfassung kommt, vielleicht sogar die Wahrheit. Heute umfaßt die Kulturberichterstattung des Südkurier täglich drei Seiten: Einen überregionalen Teil *Kultur*, einen Teil *Kultur in der Region* und einen Teil *Kultur in Konstanz*.

Da ich damals aber nicht nur Leser des Feuilletons war, sondern bald auch dessen Gegenstand, kann ich noch folgendes berichten: Eine meiner ersten Autorenlesungen, die ich in der Region machte, war im Kunsthäusle in Singen. Das wurde trotz der Platzknappheit auch unter dem Strich angekündigt, sogar mit Autorenfoto, was mir schmeichelte. Nach der Lesung sagte mir der Veranstalter, die Zeitung habe keinen Berichtersteller geschickt, deshalb solle ich bitte selbst 20-30 Zeilen schreiben und an die Redaktion schicken. Das machte ich, rühmte meine Lesung (in der dritten Person), und alles wurde auch so abgedruckt – bis auf eine kleine Ausnahme: Aus dem *Berliner Autor Peter Salomon*, als den ich mich bezeichnet hatte, hatte der Redakteur kurzerhand einen *Konstanzer Autor* gemacht, was mich damals ziemlich ärgerte, denn ich fühlte mich als Berliner in der Konstanzer Diaspora und wollte von den Einheimischen nicht so plump vereinnahmt werden.

Mein literarisches Leben fand zunächst vor allem postalisch statt. Ich korrespondierte mit den jungen Autoren der Alternativscene in den Städten, in denen was los war, und veröffentlichte in den Blättern und Anthologien der Underground-Presse.

Im übrigen nahm ich am Konstanzer Nachtleben teil, das damals in der Tat was los hatte. Besonders die Homosexualität und die Schwulenlokale erfreuten sich bei der Jugend großer Beliebtheit. Man konnte den Eindruck gewinnen, daß jeder hübsche Heranwachsende, wenn er nicht gerade familiär extrem behütet war, einen Stammfreier hatte. Das war ja auch eine praktische soziale Einrichtung: Man hatte eine Art Freund mit mehr oder weniger sturmfreier Wohnung, der hatte ein ordentliches Arbeitseinkommen, an dem man partizipieren konnte, und man hatte jemanden, der einem mit Rat und Tat zur Seite stand, wenn man Probleme hatte. Die sexuellen Gegenleistungen erbrachte man spielerisch und unbedenklich, denn es war noch die Zeit vor Aids. Mir jedenfalls hätten die Boys die Bude eingerannt, wenn ich nicht immer versucht hätte, mich möglichst für längere Zeit an einen halbwegs fest zu binden, der dann die anderen weggebissen hat.

Aufgefallen ist mir, daß ich in der Stadt überhaupt nichts von der Studentenbewegung wahrnehmen konnte. Die neue Uni, 1966 gegründet, existierte nun sechs Jahre, aber auch dort draußen, auf dem Gießberg, spürte ich nach 1972 fast nichts von der Bewegung, wie ich sie in Berlin und Freiburg erlebt hatte. Ein paar Info-Stände und Flugblattverteiler mögen noch agiert haben, auffällig war nichts mehr. Immerhin führten wir Referendare doch noch ein halbes Studentenleben, man aß in der Mensa, nutzte die Bibliothek, nahm an Unifesten teil – und einige Kurse fanden auch in den Räumen der Uni statt. Aber wo fand die Studentenbewegung statt? Vielleicht gab es sie zu der Zeit schon nicht mehr. Wahrscheinlich müßte man Jochen Kelter und Hermann Kinder fragen, die zu den ersten Studenten der neuen Uni gehörten. Jochen Kelter war SDS-Mitglied und soll ein stadtbekannter Aktivist gewesen sein, der immerhin auch 1974 Berufsverbot nach dem Radikalenerlaß erhielt, das ihm den öffentlichen Dienst als Arbeitgeber verschloß. Es muß doch also wohl einiges abgegangen sein – vermutlich war es bloß nach 1972 schon verpufft.

Wie auch immer – im literarischen Bereich vollzog sich plötzlich eine enorme Wandlung hin zu einer aktiven Scene. Es begann unauffällig mit einem hektographierten Flugblatt, das zu einem jungen Autorenkreis aufrief, der sich dann Mitte Dezember 1973 an der Uni bildete. Initiator war der Anglist und Akademische Rat David Henry Wilson, der zuvor schon die Theatergruppe der Universität initiiert hatte. Er wollte an der jungen *Reformuniversität* das installieren, was er aus dem anglo-amerikanischen Raum kannte: Einen Verbund von Wissenschaft, Theater, Musik, Literatur und Zeitschrift. Die Literaturgruppe traf sich alle zwei Wochen, man diskutierte über vorgelesene eigene Texte und beschloß rasch die Gründung einer eigenen Zeitschrift, die auch nach außen offen sein sollte und deren erstes Heft bereits im April 1974 erschien. Die Geschichte dieser Zeitschrift habe ich bereits an anderer Stelle ausführlich beschrieben und mit einer Ausstellung dokumentiert.¹ Die Arbeit in und an der Zeitschrift begleitete mich bis Anfang der 1980er Jahre und brachte viele Kontakte und Freundschaften mit sich, von denen ich besonders die mit Jochen Kelter und Hermann Kinder nennen will. Beide betrieben die Schriftstellerei von Anfang an mit einer professionellen Einstellung und konnten doch auch alberne und trinkfreudige Freunde sein. Jochen Kelter gab 1976 eine Anthologie mit Texten zur Lage in der BRD heraus, 1978 erschien sein erster Gedichtband, und 1977 setzte Hermann Kinder seinen ersten Roman in die Welt.

Konstanz hatte bereits einmal zuvor im vergangenen Jahrhundert einen kulturellen Höhenflug erlebt, nach dem Ersten Weltkrieg, zur Zeit des Spätexpressionismus um 1920. In den Erinnerungen des Schriftstellers Norbert Jacques, der längere Zeit seines Lebens am Bodensee verbracht hat, liest sich das so: „Eine staunenswerte Entwicklung erlebte auf geistiger Bahn das spießige Konstanz. In ihm dehnte sich die Inflation auch auf das Gebiet des Intellektuellen aus. [...] Das geistige Leben der Nation hatte seit dem Konzil von Konstanz aus keine Impulse mehr empfangen. Und das waren fünfhundert Jahre her. Mit dem Kriegsende jedoch war es, die Musen hätten ihm mit einem Zauberstab über die Augedekkel gestrichen und da sei es zu einem wundervollen Leben der Kultur und Künste, der Schöngeistigkeit und des Geistes erwacht [...] in dieses neue Schwabing, auf diesen alemannischen Montmartre [...] entstanden literarische Stammtische. Man traf sich aus Stadt und Umland in der Konditorei auf dem ersten Stock in der Wessenbergstraße [...] die ihre Anziehungskraft bis nach dem wirklichen Schwabing ausübte.“² Diese Beschreibung über den expressionistischen Aufbruch in Konstanz trifft nicht nur atmosphärisch auch den Aufbruch der jungen Schriftsteller um 1975, also mehr als ein halbes Jahrhundert später. Es gab z.B. immer noch die Konditorei in der Wessenbergstraße, jetzt allerdings mehr ein Nachtcafé, und der Name hatte von *Café Göhner* in *Café Bosch* gewechselt. Unser Stammlokal war aber der *Münsterhof*, wie der Name sagt direkt am Münster gelegen, nicht weit von besagtem *Café Bosch*, in das man gerne wechselte, wenn es eine lange Nacht wurde und der Münsterhof schließen mußte. Da ich schon seit Schülerzeiten intensiv mit dem literarischen Expressionismus vertraut war, erschien mir die Aufbruchsstimmung in den 1970er Jahren schon damals immer als ein zweiter Expressionismus. Es gibt viele Parallelen, z.B. das massenhafte Auftreten neuer Literaturzeitschriften; schon für den Expressionismus hieß es, daß jeden Tag eine junge Zeitschrift eingeht und dafür eine neue entsteht. Außerdem die starke Vernetzung der jungen Autoren untereinander kreuz und quer durch Westdeutschland, brieflich und telefonisch, die einen ständigen Austausch und Selbstbestätigung mit sich brachte. Man müßte einmal zu diesem Thema einen exakten Vergleich anstellen.

Die 1970er Jahre waren literarisch sehr ertragreich für mich und meine Freunde. Die Zeitschrift florierte und expandierte. Wir machten viele Lesungen in der näheren Region und Lesereisen kreuz und quer durch Süddeutschland – vor allem Jochen Kelter und ich, die wir lange Zeit überall als Duo auftraten. Wir veröffentlichten in Unmengen literarischer Zeitschriften und Anthologien in ganz Deutschland. Unsere ersten Bücher erschienen. Meine *Kaufhausgedichte* von 1975 versprühten schon von der spektakulären äußeren Aufmachung

her das Aroma der Zeit. Als das Deutsche Literaturarchiv von einigen Jahren eine kleine Ausstellung über die Alternativpresse machte, prangte das Buch im Zentrum der Wandvittrinen. Dadurch animiert, ließ mein Verleger Klaus Isele eine Faksimile-Postkarte des Bucheinbandes drucken. Eine Book-on-demand-Neuausgabe wollte ich dagegen nicht, da das Buch zwar äußerlich sehr frisch geblieben war, aber im inneren nicht alle Gedichte die Zeit unbeschadet überstanden hatten. Auch mein Gedichtband *Gegenfrost* (1979) fand die erhoffte Aufmerksamkeit bei Lesern und Medien. 1978 hatten Jochen Kelter und ich im Freiburger Dreisam-Verlag die Anthologie *Literatur im alemannischen Raum – Regionalismus und Dialekt* herausgegeben.³ Die Sammlung enthielt neben hochdeutsch geschriebener Literatur und Essays zum Thema auch eine Abteilung mit alemannischer Mundartliteratur, die zu dieser Zeit eine Erneuerungsphase durchmachte. Besonders Manfred Bosch machte sich damals als Neuerer der Dialektdichtung verdient. Auch den eher konservativ eingeschätzten und aus unserer Sicht schon deutlich älteren Mundartdichter Bruno Epple von der Höri nahmen wir mit einem wunderschönen Gedicht über den Hohentwil auf. Ich schätzte und schätze ihn sehr als Dichter und Maler und bin froh über unsere inzwischen entstandene Freundschaft. Trotzdem muß hier eine Anekdote erzählt werden, die etwas über das Verhältnis von zugereisten Dichtern und solchen, die hier schon seit Urzeiten ansässig sind, aussagt.

Vor Jahren plauderte ich mit Bruno Epple nach einer literarischen Veranstaltung. Wir sprachen auch über den Zustand des Schriftstellerverbandes. Ich erzählte, daß ich nach über dreißig Jahren ausgetreten sei. Bruno Epple sagte, was ich schon immer wußte, daß er überhaupt nie beigetreten sei, diese Anbindung an die linke Gewerkschaftspolitik sei seine Sache nie gewesen. Aber, sagte er, die Linken hätten sogar schon in den 1970er Jahren um ihn geworben. Es habe einmal eine linke Anthologie gegeben, *Literatur im Alemannischen Raum*, da habe man ihn um Texte gebeten, und er habe dann auch einen geschickt, und den hätten diese Linken dann auch gedruckt. Wir sprachen dann noch eine zeitlang über diese Anthologie, die ja heute ein Standardwerk sei, natürlich hauptsächlich wegen Bruno Epples Beteiligung usw. Der Witz an der Geschichte ist, daß Bruno Epple überhaupt nicht bemerkte, daß er mit einem der Herausgeber dieser Anthologie sprach. Er hatte offenbar nie realisiert, daß die jungen linken Herausgeber, die er damals nicht kannte, heute seine Freunde und Kollegen sind. Nebenbei bemerkt war es damals auch nicht so, daß wir Bruno Epple zur Texteingabe aufgefordert hätten, wir kannten ihn gar nicht. Als zugezogene Kölner und Berliner war alemannische Mundartliteratur nicht unbedingt unsere Sache. Er hat sich vielmehr selbst mit dem Gedicht beworben, weil er über Werner Dürrson von unserem Projekt gehört hatte. Ich kann mich noch erinnern, daß Jochen Kelter und ich bei der Redaktion sehr darüber diskutiert haben, ob wir diesen Autor überhaupt dabei haben wollen. Ich habe das zufällig alles nachgelesen, als ich 2007 die UNIVERS-Ausstellung gemacht und dann die Unterlagen ans Deutsche Literaturarchiv gegeben habe.

Im April 1978 richteten Jochen Kelter und ich ein internationales Schriftsteller-Symposium in Konstanz zum Thema der Anthologie aus. Veranstalter war der Verband Deutscher Schriftsteller in BadenWürttemberg. Beteiligt waren circa 30 namhafte Schriftsteller aus der Ostschweiz, dem österreichischen Vorarlberg, dem französischen Elsaß und aus dem deutschen alemannischen Raum. Die Veranstaltung ging über zwei Tage. Natürlich informierten Jochen Kelter und ich vorab den Feuilletonchef des Südkurier von der geplanten Veranstaltung und baten um eine Vornotiz. Die kam aber nicht, so daß wir erinnerten. Nach einiger Zeit kam ein heftiger Beschwerdebrief des Feuilletonchefs: Er habe eine dpa-Meldung erhalten, die auch in großen überregionalen Zeitungen abgedruckt sei. Er finde es ungut, daß er von dpa erfahren müsse, was hier in Konstanz passiert und nicht von den Machern selbst. Wir haben das genau umgekehrt gesehen: Was hier von jungen zugereisten Schriftstellern unternommen wurde, fand wenig bis keine Beachtung, erst eine *offizielle* dpa-Meldung schreckte aus dem Dauerschlaf auf.

Auch neue Verlage und Zeitungen wurden gegründet: Der Dreisam-Verlag in Freiburg, der Drumlin-Verlag in Weingarten, das Nebelhorn in Konstanz

Nun gab es auch regelmäßige stammtischartige Treffen der jungen Schriftsteller. In Oberschwaben hatte sich die *Werkstatt Oberschwaben* formiert, deren Schriftführer Peter Renz in Weingarten war und zu deren Mitgliedern Joachim Hoßfeld und Gregor Kalivoda gehörten. Hier am westlichen Bodensee bildete sich die *VS-Regionalgruppe westlicher Bodensee*, deren erste Treffen in der Galerie Vayhinger in Möggingen bei Radolzell waren. Teilnehmer waren u.a. Hans Georg Bulla, Jochen Kelter, Hermann Kinder, Ernst Köhler, Uwe-Michael Gutschahn, Werner Dürrson, Martin Walser, Peter Salomon, später auch Horst Brandstätter. Außerdem waren meistens befreundete Medienleute dabei: Elisabeth Erdmenger (SWF-Radio), Wiltrud Krämer (SWF-Fernsehen), Siegmund Kopitzki (später: Südkurier) u.a.

Im Frühjahr 1975 habe ich mein 2. juristisches Staatsexamen bestanden. Damit hatte sich eigentlich der Zweck meines Kommens erfüllt: Die Ausbildung war abgeschlossen. Ich hätte mich wie die anderen Referendare überall in der Bundesrepublik um eine Stelle als Jurist bewerben und Konstanz endlich wieder verlassen können. Aber die Aussicht auf einen Vollzeitjob schreckte mich. Die jungen Kollegen dienten sich in ihren Stellenanzeigen als *sehr belastungsfähig* an, und potentielle Arbeitgeber suchten auch nur *belastungsfähige* Bewerber. Ich fühlte mich gar nicht belastungsfähig, ich wollte vor allem dichten und sensibel durchs Leben trödeln. Ich hatte den Vers von Nicolas Born verinnerlicht: Der Dichter müsse sich immer eine Wunde offenhalten. Dazu brauchte es bei mir nicht viel, das beförderten schon die Neurosen. Ich mußte also eine Möglichkeit finden, den Bewerbungsprozeß aufzuhalten.

Während der Referendar-Ausbildung mußte man auch eine Station bei einem Rechtsanwalt absolvieren. Der Rechtsanwalt, dem ich zugewiesen worden war, war ein netter Mann, wir hatten sofort ein gutes Verhältnis. Seine Praxis florierte, es gab zu viel Arbeit für einen. Es war noch vor der Anwaltsschwemme. Er brauchte jemanden, der ihn etwas entlastete. Einen teuren Vollzeitanwalt konnte und wollte er nicht einstellen. Sein Büro war auch zu klein. Deshalb hatte ich ihm schon während der Ausbildung etwas zugearbeitet und dazuverdient. Er gab mir Akten mit schwierigen Fällen mit nach Hause, und meine Aufgabe war es, eine Klageschrift, eine Klagerwiderung oder eine Beweiswürdigung zu verfassen. Ich bekam dann pro Schriftsatz einen jeweils ausgehandelten Geldbetrag. Es bot sich an, diesen Zustand auch über das Examen hinaus zu verlängern. Ich immatrikulierte mich wieder an der Universität als Student für ein Ergänzungsstudium, ich glaube: Volkswirtschaft. Das garantierte Vergünstigungen wie billige Krankenkasse, billiges Mensaessen, verbilligte Eintritte etc. Da ich mein Jurastudium viel schneller absolviert hatte als der Durchschnitt der Studenten, war mein Vater bereit, mir noch eine zeitlang monatlichen Unterhalt zu bezahlen, zumal ich auch in Aussicht stellte, ich könne mit dem Zusatzstudium leicht promovieren. Ich habe aber weder studiert noch promoviert, sondern gedichtet und juristische Hilfsdienste geleistet. Finanziell kam ich gut hin, literarisch hatte ich eine erste recht erfolgreiche Phase; auch die großen Zeitschriften und Anthologien druckten jetzt meine Gedichte. Viel Zeit investierte ich auch in zwei schöne Bodensee-Sommer am Hörnle und – wie gehabt – in das Nacht- und Sexleben.

Im Herbst 1976 teilt mir mein Anwalt mit, er würde aus der Innenstadt ausziehen und sich mit Wohnung und Büro an der exklusiven Seestraße niederlassen. Da habe er so viel Platz, daß er mich auch richtig anstellen könne, wenn ich wolle, allerdings nur teilzeitlich. Wir einigten uns auf 3 ½ Arbeitstage, Montagfrüh bis Donnerstagmittag; das garantierte mir also 3 ½ Tage für meine anderen Interessen. So war ich von Oktober 1976 bis März 1981 teilzeitlich angestellter Rechtsanwalt. Mit der Zeit trübte sich aber das betriebliche Klima. Das lag einerseits daran, daß mein Engagement immer mehr abnahm, die Literatur und das Sexleben lenkten mich immer mehr ab. Darauf reagierte mein Arbeitgeber so, daß er immer mehr den Chef rauskehrte. Z.B. forderte er eine Erklärung, wenn ich morgens später kam.

Oder wenn ich nach einem Gerichtstermin Kaffee trinken ging. Das konnte ich gar nicht vertragen und konnte Türen knallen. Außerdem war das Mandatsaufkommen rückläufig, und ich fürchtete meine baldige Entbehrlichkeit in dieser Firma.

Als unausgesprochene Gefahr empfand ich auch die Beziehung zu einem jungen Mann, der mir im April 1978 gleichsam zugelaufen war und seitdem mehr oder weniger ständig bei mir lebte, fast 10 Jahre lang. Zu Beginn war er 16 Jahre alt. Er kam aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, und die Eltern wußten vom ersten Tag an von unserer Beziehung. Die Mutter, leitende Angestellte in einer Versicherung, mit der wir öfter Kfz-Unfälle abwickelten, war zu allem Überfluß auch noch entfernt mit einem Mitarbeiter beim Jugendamt verwandt. Natürlich beriet sie sich mit ihm sofort über diesen Fall. Der Vater war Hausmeister bei einer Polizeibehörde. Kurz: Ganz Konstanz wußte bald von dieser zuerst unerlaubten, dann zumindest unschicklichen Liäson. Das strafrechtliche Schutzalter bei homosexuellen Kontakten lag damals bei 18 Jahren. Trotz aller Gefahr und Angst war ich nicht in der Lage eine heimliche Beziehung zu organisieren. Ich ließ es zu, daß der Bursche mir in der Stadt auf Schritt und Tritt folgte, daß er gerne im Auto kutschiert wurde und deshalb zu auswärtigen Gerichtsterminen mitkam, er holte mich vom Büro ab, und es fehlte bloß noch, daß er mir beim Wiedersehen zwischen die Beine faßte.

Ich rechne *den Konstanzern* heute noch an, daß sie mich wegen dieser Geschichte nicht zur Strecke gebracht haben. Nur der Vater hat mir mal ins Gesicht gespuckt und mich beschimpft. Wofür ich Verständnis habe, denn es war sicher nicht angenehm, sich immer von seinem Sohn sagen lassen zu müssen (wenn er mal zuhause war), daß seine Meinungen völliger Quatsch seien, sein Freund, der immerhin Rechtsanwalt sei, sei genau anderer Ansicht. Offenbar waren die Familie und der Jugendarbeiter der Meinung, daß alles nichts hilft und man nichts machen kann, wenn ein Kind sich dem familiären Einfluß komplett entzieht, weder geschlossenes Heim und erst recht nicht gutes Reden. Da fand man es wohl immer noch das kleinere Übel, wenn der Filius mit einem Rechtsanwalt zusammenlebte und man wußte, wo er ist, als daß er ganz in der Homo- und Drogenszene untertauchte. Immerhin hatte er sich schon seit seinem elften Lebensjahr mit Schwulen rumgetrieben. Er war sexuell verwahrlost. Sein Überich war fast nicht existent. Er dachte ständig an Sex. Selbst war er allerdings nicht besonders bedürftig. Irgendwie war er wohl der Meinung, es sei seine Aufgabe, es anderen Männern gut zu besorgen. Er sagte: Ich bin ein Lustiger. Und: Ich bin ein Lustknabe. Ich bereite allen Männern Lust. Das bereitete ihm Genugtuung. Als er einmal wütend war, hat er aber auch gesagt: Ich bin nur geldgeil! Er war sehr hübsch und wirklich sehr lustig, und weil er schon mit so vielen älteren Männer zusammen gewesen war, hatte er sich auch ein beachtliches praktisches Wissen und Geschmack angeeignet. Ihn interessierten nur Intellektuelle und *gut Betuchte*. Jugendliche, Handwerker, kleine Angestellte etc. verachtete er als Deppen. Deshalb hatte er nach der Volksschule auch nicht die Absicht, eine Lehre zu machen. Seine Idee war, sich bis Ende Zwanzig von *guten Typen* aushalten zu lassen, und dann würde er sicher auch irgendwann bei einem, der eine Firma hat, einen Job kriegen, als Faktotum oder so. Bei meinem pedantischen Bürojob mit Schweigepflicht usw. war das ja nicht möglich, auch später nicht, als er älter war.

Mein Problem war also, daß ich selbst keinen besonderen erzieherischen Einfluß auf ihn hatte. Und meine Sorge war, daß die Konstanzer Toleranz eines Tages in Enttäuschung und Verfolgung umschlagen würde. Die Unzucht tolerierte man offenbar, aber ich sah die Gefahr, daß man mich als Zuhälter belangen könnte. Der Knabe hatte nämlich ein gutes halbes Dutzend Stammfreier in Singen, Zürich, Wiesbaden, Hamburg, Eindhoven, Amsterdam und Kopenhagen. Alle zwei oder drei Monate besuchte er einen, oder er nahm an bestimmten Gruppentreffs teil. Das waren alles Typen mit ähnlichen perversen Neigungen, die lose bekannt und in einer Art Netzwerk verbunden waren. Den *Gummi-Sklaven aus Singen*, wie er in der Scene hieß, hatte er in Konstanz aufgegabelt, und der hatte ihn zu einem Treffen nach Zürich mitgenommen, und so ging es weiter. Ich war gar nicht so unfroh, wenn ich mal eine

Woche oder zwei meine Ruhe hatte. Dann kam er wieder, völlig erschöpft und übermüdet und mit dem Wunsch, sich bei mir erst mal drei Tage auszuschlafen – und mit drei- oder fünftausend Mark in den Jeanstaschen. Naja, dafür muß man schon was bieten, dachte ich und ließ es mir erzählen. Davon erzähle ich ein andermal. Er gab mir das Geld zur Verwahrung und Zuteilung in kleinen Portionen, damit er es nicht so besinnungslos ausgab in den Lokalen, wenn er mal ohne mich wegging und bei den Gleichaltrigen Eindruck schinden wollte. Förderte ich damit die Prostitution? Manchmal zahlte ich von seinem Geld unser Essen in der Pizzeria (weil er das so wollte). Ich fand es überwältigend, daß er nach seinen Sex-Ausflügen immer wieder zu mir zurück kam. Als HWG-Person⁴ hatte er doch so viele Möglichkeiten, sich Typen mit mehr Geld, größerer Wohnung, schärferem Auto, besserem Aussehen und mehr Zuneigung zu angeln. Und dann landete er immer wieder bei seinem halben Dichter, halben Anwalt und Besitzer einer kleinen 3-Zimmer-Wohnung.

Auch als angestellter Rechtsanwalt erwirbt man mit der Zeit eigene Mandanten. Und es wurden immer mehr, vor allem Ausländer und Typen aus der schwulen Scene. Ich entschloß mich deshalb, das Arbeitsverhältnis zu kündigen und mich selbstständig zu machen. Trotz des Teilzeitjobs hatte mein schriftstellerisches Engagement wegen des chaotischen Liebeslebens gelitten. Gottfried Benn hat ja den Begriff vom „Doppelleben“ geprägt. Sein Leben war jedenfalls eins: Halb Arzt, halb Dichter. Das war eine kreative Mischung. Ich lebte inzwischen in einem Dreifachleben: Ein Drittel Anwalt, ein Drittel Liebhaber, ein Drittel Dichter. Das war zu viel des Guten, oder zu wenig, je nach Betrachtungsweise. Ich hatte die Vorstellung, daß ich als selbstständiger Rechtsanwalt noch mehr Freiraum für die Dichtung herauschinden könnte.

Mit einem gleichaltrigen Anwaltskollegen, den ich schon vom Studium in Freiburg kannte und mit dem ich zusammen in der gleichen Referendargruppe war, gründete ich eine Anwaltssozietät. Auch er war nicht *mit Leib und Seele* Anwalt, sondern hatte auch die Hoffnung, daß man sich durch Teamwork mehr Freiraum für Privates erwerben könnte. Karriere und viel Geld verdienen waren nicht sein Ziel. Wir waren beide gleichberechtigte Partner, bloß mit unterschiedlicher Gewinnbeteiligung, weil ich weniger arbeitete. Nun von Dienstag früh bis Freitag mittag, wobei ich immer sehr darauf achtete, daß um 17 Uhr für mich *Feierabend* war. An der Konstanzer Marktstätte, in bester Innenstadtlage, hatten wir eine ganze Büroetage angemietet.

Kurz gesagt, unsere Erwartungen erfüllten sich nicht. Als Selbstständiger konnte ich mir zwar meine Lebenszeit besser einteilen, aber die juristische Arbeit wurde dadurch nicht weniger. Mein öffentliches Auftreten als Schriftsteller und die sexuellen Eskapaden taten dem Geschäft keinen Abbruch. Ich fand das immer wieder erstaunlich; seit Martin Sperrs Theaterstück „Jagdszenen aus Niederbayern“ war doch so viel Zeit noch nicht vergangen.⁵ Da ich Montags nicht ins Büro ging – die offizielle Ansage für die Mandanten war: Herr Salomon hat einen auswärtigen Gerichtstermin – hatte ich wieder drei Tage für mich *am Stück*. Aber wer Montags nicht arbeitet und keinen Stellvertreter hat, der findet am Dienstag früh doppelt so viele Besprechungstermine im Kalender, einen Riesenhaufen Post, Aktenvorlagen und Telefonnotizen vor, vieles mit dem Vermerk „eilt sehr!“ – und das mußte alles neben dem laufenden Geschäft abgearbeitet werden. Daß ich Montags frei hatte, hinderte niemanden, mich mit Arbeit zuzuschütten. Mein Magen und andere Organe haben auf diesen Dauerstreß heftig reagiert, meist psychosomatisch, teils mit Dauerfolgen.

Mir wurde auch peu à peu bewußt, daß das Konzept, sich die literarische Existenz so einzurichten, daß man sich den Lebensunterhalt und die nötigen Freiheiten mit Hilfe eines Anwaltsbüros erwirbt, nicht funktioniert. Anfangs hatte ich nur das Zeitproblem gesehen, die Schwierigkeit des Zeitmanagements, und wie man beim Wechseln von einem in den anderen Bereich immer wieder den Kopf frei bekommt. Das wirkliche Problem war aber, daß Anwaltsjob und Dichtkunst ganz verschiedene Strategien erfordern, die ich immer weniger vereinbaren konnte. Als Anwalt mußst du selektiv zuhören können, du mußt dickhäutig sein

und nicht mit dem Mandanten mitleiden, du mußt schnell arbeiten und dich zumeist als *allwissend* darstellen. Der Dichter dagegen muß als Flaneur durch die Welt trödeln, gerne auch auf Abwegen, er muß auf alles genau hören, auch auf scheinbar Unwichtiges. Er sollte einfühlsam mitempfinden können, ja leicht verletzlich sein. Und er muß sich im gesellschaftlichen Gerangel herausnehmen, in seinen Urteilen und Meinungen unsicher und unentschieden zu sein.

Behindert fühlte ich mich auch durch die Menschen, mit denen ich es im juristischen Alltag zu tun hatte. Mandanten und Gegner waren meistens erregt, unsachlich, wollten mich manipulieren. Verwaltungsbeamte, Staatsanwälte und Richter waren besserwisserisch und nicht zimperlich beim Einsetzen ihrer Machtmittel. Es war ein nie endendes Gezerre auf niedrigem Niveau, das mit Rechtswissenschaft nichts zu tun hatte. Nützlich für meine Dichtung war allerdings das juristische Denken, der dauernde Umgang mit der Sprache, das unentwegte Verfassen von Schriftsätzen, das öffentliche Reden. Da trainierte man ständig einen klaren Stil, der übertragbar war auch auf die Dichtung; alles Blumige und Verblasene hatte in meinen Versen keine Chance. Aber der Preis dafür war hoch. Erst zum 1.1.2000, im Alter von 52 Jahren und 4 Monaten, hatte ich die Voraussetzungen dafür zusammen, daß ich mein Büro verkaufen und ganz als freier Autor leben konnte. Die Anwaltszulassung habe ich zurückgegeben und nie mehr ein Mandat übernommen, auch nicht als Freundschaftsdienst.

Jetzt hätte wieder die Möglichkeit bestanden, Konstanz zu verlassen und das dichterische Glück anderswo zu versuchen. Aber ich stellte diese Überlegung nun gar nicht mehr an. Stattdessen gab ich gleich ein Buch mit meinen gesammelten Bodenseegedichten von 1974 bis 1999 heraus⁶ und bekräftigte damit den Anschein, ich sei ein Bodenseedichter. Für viele meiner Kollegen ist das ja ein Schimpfwort. Ich kann damit leben. Es hat mit dem Konzept der Literatur zu tun, die ich schreibe. Es geht mir nicht um Heimattümelei, nicht um das Besingen der Schönheit von Stadt und Landschaft etc. Daß in meiner Lyrik Lokalkolorit aus Konstanz und der Bodenseeregion vorkommt, hat folgenden Grund: Als ich Ende der 1960er Jahre zu schreiben und zu veröffentlichen begann, befand sich die westdeutsche Lyrik in einer Umbruchsphase. Bis dato dominierte die sog. Hermetische Lyrik. Es war eine nur schwer verständliche, verschlüsselte, mit Metaphern arbeitende, teils recht abstrakte Dichtkunst. Animiert durch die in Amerika aufgekommene Pop- bzw. Beat-Dichtung entstand in der Bundesrepublik der Impuls, Derartiges auch hier zu praktizieren. Die Neue Lyrik sollte eine Art Alltagslyrik sein, d.h. im Alltag der Menschen brauchbar sein, nicht abgehoben, besser verständlich; und kein Gegenstand des Alltags sollte zu gering sein und Teil eines Gedichtes werden können. Z.B. kann eine alte Blechdose mit einem Putzlappen darin, die unter dem Waschbecken steht, Sinn machen. Zu den amerikanischen Autoren, die bei uns damals besonders rezipiert wurden, gehörten Allen Ginsberg, Lawrence Ferlinghetti und Frank O'Hara. Wer genau hinsieht, stellt fest, daß sogar der späte Gottfried Benn (ohne den amerikanischen Einfluß) immer wieder Gedichte geschrieben hat, die im Parlandoton einfache Dinge beschrieben. Von meiner Generation waren die ersten Paul Gerhard Hübsch⁷, Dieter Leisegang, Rolf Dieter Brinkmann und Nicolas Born. Ein Etikett für diese Dichtung war rasch gefunden: Neue Subjektivität. Jörg Fauser sprach auch von Klartext-Gedichten. Ich würde am liebsten von subjektivistischer Sachlichkeit sprechen, jedenfalls was meine Gedichte betrifft. Ich zähle mich zu den Autoren, die die Neue Subjektivität mitentwickelt und durchgesetzt haben, jedenfalls fühle ich mich stark zugehörig – auch wenn heute mancher meinen mag, ich sei in Wirklichkeit damals einen Nebenweg gegangen. Meine dichterischen Konzepte waren jedenfalls: 1. Leben gegen die Zeit!⁸ 2. Die Welt als Fremder erleben. 3. Die Befindlichkeit meiner Generation erkunden und deren Chronist sein. 4. Gegenwärtige Augenblicke festhalten und in eine Tradition stellen. 5. Das Aroma der Zeit festhalten, gesellschaftliches Klima einfangen. Damit wollte ich einerseits meinen Beitrag leisten, von der hermetischen Lyrik wegzukommen. Andererseits wollte ich damit dem Diktum des serbischen Avantgardisten Risto Ratkovic genügen, das lautet: „Gute Gedichte reichen nicht aus, um

einen guten Dichter zu bezeugen. Herr N.N. schreibt wundervolle Gedichte – was geht das uns an“⁹ Es muß also mehr als ästhetisches Gelingen gegeben sein, um die Existenz eines Gedichtes als notwendig zu legitimieren. Manche haben dieses erforderliche Mehr in einem Agit-Prop-Gestus gefunden und politische Gedichte geschrieben, engagierte Literatur. Ich wollte es mit obigem Konzept versuchen. Daraus ergibt sich dann notwendig, daß viel Lebenswirklichkeit des Autors in seine Gedichte einfließt. Genau hinsehen kann man nur dort, wo man sich befindet: Vor dem Fernseher, irgendwo in Konstanz, irgendwo am Bodensee. Ich kann mit meinem Konzept und meinem Lebensmittelpunkt kein aktuelles Berlingedicht schreiben, kein Wannseegedicht. Ich wollte nie eine schöne Heimat besingen, ich hatte einfach nur das Material zur Verfügung, das ich hier vorfand und von dem ich auch keineswegs nur das Schöne verwendet habe.

Wenn mich jemand einen Bodenseedichter nennt, bleibe ich auch deshalb gelassen, weil ich an die These glaube, daß auch Weltliteratur zuerst immer einmal Heimatliteratur ist, die eben bloß durch Kunstanstrengung überall verständlich ist. „Der Dichter Peter Salomon lebt am Bodensee. Der See ist sein Thema. Der See hat ein Gedächtnis. Dem ist der Dichter auf der Spur. Das ist seine Arbeit, zu jeder Jahreszeit. Diese Gedichte sind keine Naturgedichte. Sie entdecken Paradoxes, sind auch nicht nur am Ort des Sees lebendig. Sie überspringen in ihren kritisch-leuchtenden Bildern und Momenten Fläche und Ufer, weil sie wissen wollen, was ist: Die Wirklichkeit heute“¹⁰ Das schrieb ein Kritiker aus Potsdam in einer Berliner Zeitschrift über meine gesammelten Bodenseegedichte. Derlei hörte ich gern von meinen Versen, es gab mir das Gefühl, daß ich es vielleicht richtig gemacht habe und sie auch in Kanada zu verstehen sein müßten, wenn sie denn dort einen Verleger fänden.

Ich möchte noch etwas ergänzen: Es gab zur Hochzeit der Neuen Subjektivität eine mißverständene Form derselben. Manche Autoren glaubten, man könne den Alltag eins zu eins abbilden und daraus entstünde dann von ganz allein ein modernes Gedicht. Richtig verstanden sind die Gedichte der Neuen Subjektivität aber nur ein Gestus, sie tun bloß so als seien sie spontan und als würden sie den Alltag abbilden. In Wirklichkeit entspringen sie einer Kunstanstrengung, der man das bloß nicht anmerkt. Meine besseren (und vor allem die späteren Gedichte) sind meistens Montagen gesammelter Wirklichkeitspartikel, die nach dem Zusammenfügen so aussehen, als sei es ein *Erlebnisgedicht*. Dabei hat das dort gezeigte nie stattgefunden, das Gedicht spiegelt das bloß vor. Es hat sich auch erwiesen, daß die Mischung von Berliner Mentalität, juristischer Coolness und den Bodensee-Zutaten eine lyrische Verbindung eingehen können, die originell ist und beim Publikum ankommt.

Es waren also nicht nur die Freundschaften mit Hermann Kinder und Jochen Kelter, es waren nicht nur nur die Zeitschrift UNIVERS und der Autorenstammtisch, die mich auf Dauer am See und in Konstanz hielten. Sicher, diese Kontakte und die daraus entspringenden Projekte waren ein ziemlich festes Band, das mich am See hielt. Es lag auch in meiner Art Gedichte zu schreiben, die hier einen besonders günstigen Nährboden fand.

Manchmal werde ich gefragt, weshalb ich vor allem Dichter bin und bisher so wenig Prosa veröffentlicht habe. Die Frage kommt meistens im Anschluß an eine Autorenlesung, in der ich meine Gedichte vortrage, manchmal vermischt mit wenigen Prosaminiaturen und autobiografischen Fußnoten. Den Fragern ist aufgefallen, daß ich kein junger Autor mehr bin und in den vier Jahrzehnten, in denen ich publiziert habe, nur Gedichtbände, Anthologien und literaturhistorische Arbeiten vorgelegt habe. Ein kleines Prosabändchen gibt es zwar, aber das ist verjährt: *Abgang Juhnkuhns*, 1973, 40 Prosaminiaturen, damals geschrieben als Fingerübungen und als Reflex auf Reinhard Lettaus *Auftritt Manigs* (1963) und Günter Eichs *Maulwürfe* (1968 und 1970) – ein bißchen l'art pour l'art beziehungsweise Kunstgewerbe, wie ich heute finde. Warum habe ich dann später nie etwas richtig Erzählendes hinzugefügt, keine Novelle, keinen Roman? Das wundert die Frager besonders deshalb, wenn sie wissen, daß ich Rechtsanwalt war. Sie denken, daß ich da eine Menge Lebensstoff mitbekommen habe. Außerdem neige ich dazu, im Gespräch Anekdoten und verrückte Begebenheiten zu

erzählen. Man sagt dann: Wenn du das aufschreibst, gibt das eine tolle Geschichte.“ Man meint, es müsse mich doch geradezu zum Erzählen drängen. Jetzt gebe ich meine Antwort:

Tolle Geschichten gibt es wie Sand am Meer. Es ist nicht nötig, daß ich das Geschwätz der Welt vermehre. Ich will nicht zum Überfluß der Drucksachenproduktion beitragen. Als Lyriker – ich habe es oben ausgeführt – hatte ich das Glück, in meinen Anfängen zur Avantgarde zu gehören, ich habe an der Erneuerung der Lyrik mitgearbeitet und sozusagen eine Position in der Literaturgeschichte markieren können. Und später konnte ich den ursprünglich kollektiven Impuls auf individuelle Weise fortschreiben. Ich erinnere an das Diktum von Risto Ratkovic, das ich auch auf das Prosaschreiben übertragen habe. In der Prosa habe ich bisher keinen Platz gefunden, der notwendigerweise mit meinen Stoffen besetzt werden müßte. Ich bin formal/stilistisch kein Neuerer (wie Hermann Kinder z.B. einer ist). Auch meine Stoffe sind nicht neu. Ich habe bisher keine Technik gefunden, das Altbekannte auf eine Art und Weise neu zu erzählen, die der gebildete und belesene Leser als Zündstoff empfindet. Einmal sagte mir eine Autorin, die Romane schreibt: „Sie errichten aber hohe Hürden. Nicht jeder muß ja ein Meisterwerk schreiben ...“ Ich habe noch nichts von ihr gelesen; aber Freunde verdrehen die Augen, wenn ihr Name fällt. Ich möchte nicht meinen guten Namen, den ich mir mit meiner Lyrik erworben habe, durch *tolle Geschichten* beschädigen.

Außerdem hatte ich immer die Idee, Autor eines kleinen, überschaubaren Werkes sein zu wollen. Ich veröffentliche ja auch nicht so viel Lyrik. Ich schätze vor allem die Autoren, die ihre Ware knapp gehalten haben. *Sämtliche Werke in zwei Bänden*, das ist es! Einer für die Lyrik, einer für die Prosa. Ich meine, es ist Martin Walser, der gesagt hat, ein Schriftsteller sei jemand, der auf alles, was ihm zustößt, schreibend reagiert. Für ihn mag das zutreffen, und es gibt ja auch noch andere Vielschreiber. Auf mich trifft eher Thomas Manns Definition zu, ein Schriftsteller sei jemand, dem das Schreiben schwerfällt. Deshalb überlege ich mir immer genau, ob ich mich ans Schreiben mache oder es lieber lasse. Wer lange genug Autor ist, weiß auch, daß das Schreiben und das Geschriebene eigentlich nicht erwünscht sind. Die Lebensgefährten, die Buchhändler signalisieren dir unterschwellig, daß sie von deinem Treiben und deinen Büchern nicht sonderlich erfreut sind. Also lieber nur kleine Dosen in die Welt blasen, das wird goutiert.

Im übrigen ist es so, daß ich die mir gemäßige Dosis Prosa durchaus auch geschrieben habe. Das merkt man nicht so leicht, weil ich die Texte nie in Buchform gesammelt habe. Sie stehen versteckt in Anthologien, Festschriften, Zeitschriften und Zeitungen. Ich habe meistens nur geschrieben, wenn man mich aus einem bestimmten Anlaß dazu aufgefordert hat. Da ich erst 61 Jahre alt bin, besteht sogar die Gefahr, daß ich eines Tages doch noch mit einem Roman komme, der meinen Ansprüchen genügen könnte. Eine meiner fixen Ideen ist nämlich, daß ich ein Autor für *einen* Roman bin, ein Ein-Roman-Autor. Die Vorarbeiten umfassen drei Leitzordner. Der Arbeitstitel (noch von 1978) lautet *Konstanzer Idyllen*. Darin geht es aber nur um Sex. Da der Zustand der Literatur ausschließlich von der Qualität der Sprache abhängt, ist das Konzept, den Stoff, der sonst als Porno einher käme, sprachlich so gut aufzubereiten, daß er als Literatur erscheint. Und inhaltlich könnte mancher noch was lernen. Außerdem: Sex sells! Da im Gegensatz zum spannenden Lyrikschreiben die Arbeit an Prosa recht öde und anstrengend ist, wäre eine ordentliches Vergütung angebracht. Aber wahrscheinlich gibt es das schon, und ich lasse es doch bleiben ...

Nun lebe ich bald 40 Jahre in Konstanz. Den hiesigen Dialekt zu sprechen, habe ich nie gelernt. Es geht nicht, auch wenn ich durch Alkohol enthemmt bin und es versuche, an Fasnacht beispielsweise. Aber ich verstehe alle und alles. Ich notiere mir sogar alte Ausdrücke, die nicht mehr gebräuchlich sind. Normalerweise bemerke ich nicht, daß ich von fremdsprachigen Menschen umgeben bin. Aber plötzlich überkommen mich Anfälle von Haß und Wut auf diese Deppen hier, die zu blöd sind, um richtig Deutsch zu sprechen. Manche können nicht mal richtig geradeaus gehen, das sieht man, wenn man genau hinschaut. Ich

könnte jedem aufs Maul hauen und brüllen, er soll seine Klappe halten. Aber das sind nur seltene und kurze Attacken. Trotzdem gehe ich vielleicht irgendwann nach Berlin zurück –

Peter Salomon: UNIVERS. Zur Geschichte einer Konstanzer Literaturzeitschrift. 1974-1981. Eggingen, Isele 2007 (Replik 11. Begleitschrift zur Ausstellung gleichen Namens im Hermann-Hesse-Höri-Museum Gaienhofen vom 15.5.-8.7.2007)

² Norbert Jacques: Mit Lust gelebt. Roman meines Lebens. Hamburg 1950, Seite 367 f.

³ Jochen Kelter / Peter Salomon (Herausgeber): Literatur im alemannischen Raum – Regionalismus und Dialekt. Freiburg, Dreisam 1978

⁴ HWG-Person: Polizei- und Justizjargon für Prostituierte; HWG = Häufig wechselnder Geschlechtsverkehr

⁵ Erstdruck in „Theater heute“, Heft 7, 1966

⁶ Peter Salomon: Die Natur bei der Arbeit. Gedichte vom See 1974-1999. Eggingen, Isele 2000

⁷ später: Hadayatullah Hübsch

⁸ Nach dem Titel der Zweibändigen Erinnerungen von Kurt Hiller, 1969 und 1973. Gemeint ist nicht Ankämpfen gegen die Knappheit der Zeit, sondern Leben gegen den Mainstream, unzeitgemäß hinschauen und denken

⁹ Holger Siegel (Hrsg.): In unseren Seelen flattern schwarze Fahnen. Serbische Avantgarde 1918-1939. Leipzig, Reclam 1992, dort Seite 265

¹⁰ Helmut Hirsch: Hier wird niemand geschont. [Besprechung von Peter Salomons Buch „Die Natur bei der Arbeit“]. In: Berliner Lesezeichen 3/2001, Seite 66-68